

Otto Beil

Ich heiÙe Prasuhn

Szenen aus dem Management

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-89969-196-2

Copyright © 2016 by PRINCIPAL Verlag, Münster/Westf.
Umschlagbild: © Laurentiu lordache, BillionPhotos.com -
Fotolia.com

www.principal.de
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany

Otto Beil

Ich heiÙe Prasuhn

Szenen aus dem Management



PRINCIPAL VERLAG

Es war unmöglich, Ähnlichkeiten mit lebenden Personen und erlebten Situationen zu vermeiden.

Meinem Freund
Friedrich Koenning
zum Andenken

1.

Am 13. Oktober 1943 schlug in einem Waldstück bei Smolensk eine russische Granate unmittelbar vor Ernst Prasuhn ein. Prasuhn, Kompaniechef einer Aufklärungsabteilung, der nur ein paar Sekunden vorher seinen Leuten den Befehl zum Vorrücken zugebrüllt hatte, wurde an beiden Beinen verwundet. Sein Melder und ein Sanitäter schleppten ihn nach hinten, brachten ihn zu seinem Kraftrad und legten ihn in den Beiwagen, nachdem sich der Sanitäter vergewissert hatte, dass der Offizier noch schwach atmete. Eigentlich hätte er bereits verblutet sein müssen.

Der Melder fuhr zum Hauptverbandsplatz. Prasuhn wurde sofort auf den Operationstisch gelegt. Man entfernte aus den Wunden die Fetzen seiner Hose und seiner Stiefel. Gleichzeitig versuchte der Stabsarzt, den Kreislauf des Verletzten zu stabilisieren und spritzte ihm das einzige Medikament, das er hatte. Dann amputierte er das rechte Bein dicht unter dem Kniegelenk. Zur Amputation des anderen Beines konnte er sich nicht entschließen. Er meinte, es sähe nicht ganz so schlimm aus, und wenn der Mann davonkäme, könne man immer noch entscheiden, was man mit dem anderen Bein mache. Das wäre dann die Aufgabe eines Kollegen weiter hinten.

So wurde der Oberleutnant Prasuhn notdürftig versorgt und weiter nach hinten transportiert. Und dann noch weiter. Letztlich landete er in einem Kriegslazarett in Ostpreußen. Es ging ihm schlecht, aber er hatte riesiges Glück, dass er überhaupt noch lebte. Er geriet an einen Chirurgen, der im Frieden, also vor September 1939, Universitätsprofessor gewesen war und der sein Fach perfekt beherrschte. Dieser Professor schnitt zwar viel an Prasuhn herum, amputierte aber das linke Bein nicht.

Um die Weihnachtszeit erfuhr Prasuhn, dass er angeblich kurz vor seiner Verwundung zum Hauptmann befördert worden war. Er wusste, dass das eine Lüge war. Man beför-

derte gern Leute, die todsicher tot waren. Das machte auf die Hinterbliebenen einen guten Eindruck.

Wahrscheinlich hatte er es dem Professor zu verdanken, dass er in ein im Frieden hoch renommiertes Rehabilitationskrankenhaus in der Nähe von Berlin verlegt wurde. Dort behandelte man die in vielfältigster Weise verstümmelten und verletzten Soldaten fast mit der gleichen Sorgfalt und Gründlichkeit, mit der man sich früher um die Opfer von Autounfällen, Eifersuchtsdramen und Selbstmordversuchen der Prominenz aus Wirtschaft, Kunst und Politik gekümmert hatte. Für Hauptmann Prasuhn bedeutete das: zermürende Übungsstunden zur Wiederherstellung seiner degenerierten Beinmuskeln und das Erlernen des Krückengebrauchs.

Prasuhn war 24 Jahre alt. Nach ein paar Wochen sah er auch fast wieder so aus. Da war die fürchterliche Blässe aus seinem Gesicht gewichen und seine Augen lagen nicht mehr ganz so tief in den Höhlen.

Unter den zahlreichen Krankenschwestern war eine große, selbstsichere junge Frau, Schwester Erika. Wochenlang wechselte sie seine Verbände, massierte das verbliebene Bein und machte Gehübungen mit ihm. Prasuhn redete wenig; so blieb das Gespräch mit Erika oberflächlich und bezog sich zuerst auf den angeblichen Fortschritt, den der Patient, beziehungsweise sein Bein, gemacht hatte, und kam dann über das Wetter auf den letzten Bombenangriff auf Berlin. Bisweilen ging der Gesprächsstoff schon vor dem Ende der Behandlung aus. Dann hatte Prasuhn Zeit, das schmale Gesicht seiner Gymnastin mit der langen geraden Nase zu studieren. Er fand es interessant, aber nicht schön.

Auch der Ausgang, bei dem ihn bisweilen Schwester Erika begleitete, gehörte zum Rehabilitationsprogramm, denn der Patient sollte erproben oder sich beweisen, ob er auf seinen Krücken bereits bis zum Café Krause oder womöglich bis zum Gasthaus ›Großer Kurfürst‹ kam.

Bei Prasuhn, schweißgebadet, reichte es gerade bis zum Café Krause. Bei einer Tasse Ersatzkaffee und einem küm-

merlichen Kuchenstückchen, für das man Zuckermarken abgeben musste, kam Prasuhn auf das, was ihn ständig quälte: damit fertigzuwerden, dass er nie mehr laufen, springen, Fußball spielen könnte, dass er als halber Mensch, als abgedankter Soldat auf irgendjemandes Gnadenbrot angewiesen sein würde.

Schwester Erika reagierte abweisend. Sie müsse sich diese Klagen täglich, manchmal sogar mehrmals täglich, anhören. Natürlich wäre das Leben mit nur einem Bein oder einem Arm kein Vergnügen. Aber von den vielen Amputierten, die sie in diesem Krankenhaus gepflegt habe, hätte sich nur einer hinten im Park ... also, es wäre unklar, wo er die Pistole hergekrüegt hatte. Viele von denen, die sie in den zwei Jahren ihrer Arbeit hier erlebt habe, hätten es ganz gut geschafft. Und wenn man sich schon für den Soldatenberuf entschieden habe, dann könne man eben nicht nur mit dem Heldentod rechnen, sondern auch damit, dass man als Invalide überlebe.

Prasuhn ärgerte sich und schwieg. Er hatte allenfalls an ›Heldentod‹ oder ›glatten Durchschuss‹, niemals aber an Verstümmelung und Hilflosigkeit gedacht.

Sie sah ihn nicht an, als sie sagte: »Verfluchter Krieg! Sie sind Krüppel, ich bin Witwe.«

Schließlich war Prasuhn so weit, dass er auf seinen Krücken den Großen Kurfürst erreichen konnte. Er freundete sich mit dem Wirt, einem älteren Herrn, an, der in jüngeren Jahren viel von der Welt gesehen hatte und den Verlust gepflegter Gastlichkeit in diesen Kriegszeiten beklagte. Beim zweiten oder dritten Besuch lud er Prasuhn zu einem exzellenten Bordeaux ein, einer Erinnerung an frühere Zeiten. An bessere Zeiten vermied er zu sagen.

»Den trinke ich nur in sympathischer Gesellschaft oder zu besonderen Anlässen«, meinte der Wirt.

»Oh«, entfuhr es Prasuhn, »ein besonderer Anlass steht kurz bevor: In einer Woche werde ich 25.«

Der Wirt lachte. »Das lasse ich mir ein paar Flaschen Bor-

deaux kosten. Sie sind herzlich eingeladen. Und wenn Sie einige Ihrer Leidensgefährten mitbringen wollen ...«

»Nein danke«, wehrte Prasuhn ab. »Es wird mich nur eine Person – wenn überhaupt – begleiten.«

»Eine junge Dame?«

»Sie haben es erraten.«

Erika nahm Prasuhns Einladung ohne Weiteres an. Es wurde ein sehr schöner Abend. Der Wirt komplimentierte sie in sein Extrazimmer, bereitete aus geheimen Reserven ein mehrgängiges Menü und brachte seinen besten Bordeaux auf den Tisch. Nachdem die wenigen Besucher nebenan die Gaststube verlassen hatten, setzte er sich eine Weile zu den jungen Leuten, genoss seinen Bordeaux und beteiligte sich am Gespräch. Dann verabschiedete er sich: »Es ist Zeit für einen älteren Herrn, schlafen zu gehen. Bleiben Sie, solange Sie wollen. Und wenn Ihnen der Rückweg zu beschwerlich ist, im ersten Stock ist das Gästezimmer Nr. 1 frei.« Damit stellte er noch eine Flasche auf den Tisch und ging.

Prasuhn und Erika redeten und redeten und merkten nicht, dass sie sich längst ineinander verliebt hatten. Der Wein machte sie übermütig. Erika wollte mal probieren, wie er küsst. Sie tat es auch und Prasuhn taute auf. Er dachte nicht mehr an sein Bein und seine Krücken und küsste zurück.

Sie saß neben ihm auf dem Sofa und sie waren so richtig albern, und dann kuschelte sich Erika an ihn. Beide versanken in einem endlosen Kuss. In wortloser Übereinstimmung fanden sie den Weg zum Gästezimmer Nr. 1. Es wurde eine Nacht mit wenig Ruhe. Prasuhn fühlte sich anerkannt, anerkannt von einer temperamentvollen jungen Frau. Ein Glücksgefühl durchströmte ihn: Ich bin ein Mann! Ein Mann, den eine Frau liebt! Ich habe zwar ein Bein zu wenig, aber ich bin ein richtiger Mann!

Er stammte aus einfachsten Verhältnissen. Sein Vater war verstorben, als Ernst Prasuhn nicht einmal zwei Jahre alt war. Die Mutter zog aus dem pommerschen Dorf nach Berlin in eine Kellerwohnung und schlug sich als Putzfrau und Wä-

scherein durch. Von der Wohlfahrt gab es für den Jungen einmal im Jahr einen Manchesteranzug und ein paar Schuhe, die mit Rücksicht auf sein Wachstum immer viel zu groß genommen werden mussten.

Als Ernst im dritten Jahr der Volksschule war, kaufte ihm seine Mutter einen richtigen dunkelblauen Matrosenanzug und sich selbst ein modisches weinrotes Kleid, das hinten länger als vorne war, und erzählte etwas von einem neuen Papa. Den lernte er bei einem Fest in einer Gastwirtschaft kennen, wo eine Menge ihm unbekannter Leute viel Bier tranken und große Portionen Eisbein mit Sauerkohl aßen. Eine Hochzeitsfeier sei das, hörte er. Der neue Papa war ein blasser, nervöser Mann, der sich auf dem Fest große Mühe gab, zu dem Kleinen freundlich zu sein und ein bisschen mit ihm zu reden. Zwei andere Jungs, die ein paar Jahre älter als Ernst waren, stellte er ihm als seine Brüder vor.

Eine Woche später zogen Ernst und seine Mutter in Papas Wohnung. Die befand sich in einem Mietshaus im Norden Berlins. Im Vergleich zu der Kellerwohnung erschien Ernst die neue Behausung geradezu fürstlich. Der neue Papa verdiente sein Geld als Vertreter. Er verkaufte Versicherungen, Zigaretten, Seife und Putzmittel. Das Angebot wechselte oft. Er müsse ›sehr hinterher sein‹ hörte Ernst immer wieder von seinem Papa. Anders könne man eine Familie heutzutage nicht ernähren. Und sie sollten doch alle anständige Menschen werden, die Söhne. Ja, sie sollten auch alle ›hinterher sein‹, die Bengel in der Schule, die Mutter bei der Auswahl des billigsten Kaufmanns, er, der Vater, müsse es sowieso sein, man sähe das ja daran, dass er manchmal erst abends um 10 nach Hause käme, total erschöpft, den ganzen Tag mit dem Musterkoffer unterwegs gewesen.

Die neuen Brüder liebten sich nicht. Der kleine Ernst störte die beiden älteren in ihren gewohnten Streitereien. Zeitweilig verbündeten sie sich gegen den Kleinen. Der musste sich dabei selbst behaupten. Seine Mutter griff nur selten und

ungern ein, weil sie fürchtete, ihr Mann könne ihr vorwerfen, ihren Sohn seinen Söhnen vorzuziehen. Denn das hatten sie sich feierlich vor der Hochzeit geschworen: Streit um die Kinder dürfe es nicht geben. Und sie gaben sich große Mühe, dieses Versprechen einzuhalten.

Für den Ältesten hatte Papa eine Lehrstelle gefunden. Da bestellte Ernsts Lehrer die Mutter in die Schule. Er sei der Meinung, sagte er, dass Ernst auf das Gymnasium wechseln sollte. Er sei begabt. Ernsts Mutter wurde rot wie ein junges Mädchen. Dann schüttelte sie den Kopf und entgegnete, sie halte es für ausgeschlossen, dass ihr Mann zustimmen würde. Ausgerechnet ihr Junge solle etwas Besseres werden und keiner von seinen Söhnen. Nein, das wäre sehr freundlich von dem Lehrer, aber es ginge wahrhaftig nicht und darüber hinaus würde das eine Menge Geld kosten, was nicht vorhanden wäre.

Nun, Papa reagierte ganz anders, als er von dem Vorschlag des Lehrers hörte. Wenn man schon einen begabten Jungen habe, ganz egal von wem er stamme, dann solle der auch die Chance bekommen, etwas Ordentliches zu lernen. Immerhin müsse der Junge ja ›hinterher gewesen sein‹, sonst wäre er dem Lehrer nicht aufgefallen. Und mit dem Geld? Er selbst sei gerade hinterher, eine gute Vertretung für Parfümerie hinzuzubekommen und außerdem gäbe es ja Stipendien.

In der Tat ermöglichte Papa dem kleinen Ernst, aufs Gymnasium überzuwechseln. Ja, er hatte sogar Spaß daran, den Kleinen hin und wieder lateinische Vokabeln abzufragen, von denen er – leider, wie er sagte – gar nichts verstand. Sein eigener Vater hätte damals keinen Wert darauf gelegt, dem Jungen eine bessere Bildung zukommen zu lassen.

Die miserablen Jahre um 1930 machten der fünfköpfigen Familie schwer zu schaffen. Papas Vertretungen gingen nicht. Er machte Gelegenheitsarbeiten, schuftete bei einer Baufirma, dann machte die bankrott; er wurde Bote für eine Bank, die machte ebenfalls bankrott; er trug Reklameschilder über den Kurfürstendamm und war froh, dass der Reklame-Un-

ternehmer die vereinbarten paar Pfennige nach einigem Hin und Her auch bezahlte.

Mutter ging wieder putzen und waschen und vermietete das große möblierte Zimmer an einen Herrn. Die Familie wohnte nur noch in der Küche.

Der Zweitälteste fand keine Lehrstelle, wurde Hilfsarbeiter und konnte ab und zu ein paar Mark für die Haushaltskasse beisteuern.

»Wir müssen vor allem hinterher sein«, mahnte Papa laufend, »dass wir die Miete zusammenkriegen. Wenn wir auf die Straße gesetzt werden, können wir uns nur noch aufhängen.«

Ernst sah seine Aufgabe darin, gute Noten nach Hause zu bringen und dafür arbeitete er. Er war, wie er es von Papa gelernt hatte, ›hinterher‹.

Zu Ostern 1937 – Papa war inzwischen Angestellter bei der Stadt geworden und hatte endlich ein regelmäßiges, kleines Einkommen – beendete Ernst Prasuhn die Schulzeit als bester Abiturient seines Gymnasiumjahrgangs. Er bewarb sich für die Offizierslaufbahn und wurde sofort genommen.

Bereits in den ersten Tagen der Rekrutenzeit schloss er Freundschaft mit einem Kameraden, der aus Süddeutschland kam und ebenfalls Berufsoffizier werden wollte. Er hieß Alexander von Roeder, liebte das Leben, konnte lange Passagen aus Wilhelm Busch rezitieren und bewunderte Ernst Prasuhn, dessen Gymnasium ihm eine umfangreiche Bildung mitgegeben hatte und der sich mit Rezitationen aus Shakespeare, Schiller und Goethe revanchierte.

Nach einem Jahr waren sie Fähnriche und bekamen ein paar Tage Urlaub. Alexander von Roeder lud Prasuhn auf sein ›Stammschloss‹ ein, ein hübsches Bauerngut im Schwäbischen. Von Roeder senior, der im Ersten Weltkrieg Offizier gewesen war, wartete sehnsüchtig auf seine Reaktivierung, denn das Deutsche Reich hatte begonnen, sich durch den Anschluss Österreichs auszudehnen, und »müsste doch, verdammt noch mal, Soldaten brauchen«! Wenigstens war der

Sohn Alexander bereits im Begriff, Offizier zu werden. Und dieser prachtvolle junge Mann, den er mitgebracht hatte, ebenfalls.

Bald danach waren sie beide Leutnant und ein paar Monate darauf fuhr Prasuhn an der Spitze seines Aufklärungszuges und von Roeder mit seiner Feldartillerie-Batterie nach Polen hinein und im folgenden Jahr nach Frankreich. Auch in Russland waren sie vom ersten Tage an dabei, verloren sich aber dann aus den Augen.

Eines Tages erhielt Prasuhn einen Feldpostbrief, den ein ihm unbekannter Soldat ›für deinen Freund Alexander von Roeder‹ und ›nach dessen Angaben‹ geschrieben hatte, weil der selbst, schwer verwundet, nicht dazu in der Lage wäre. Von Roeder ließ mitteilen, dass er aus der Lehre des Erlösers, unseres Herrn Jesus Christus, Trost und Kraft geschöpft habe, um der schwersten Prüfung standzuhalten, die ein Mensch erleiden könne. Zweifel und Verzweiflung habe er im Glauben an die Erlösung durch den HERRN überwunden. Es folgten Bibelzitate und fromme Sprüche.

Prasuhn schrieb bei nächster Gelegenheit zurück, bekam aber keine Antwort. Und dann war für ihn am 13. Oktober der Russlandfeldzug zu Ende.

Im Mai 1944 - vielleicht sogar am 13. - teilte ihm Erika mit, dass sie schwanger sei. Sie könne es sich nicht erklären, denn sie hätte doch alles getan, so wie sonst auch, um ... na ja. Für Prasuhn war sofort klar - Offiziersehre und so - dass er die Konsequenzen ziehen und Erika heiraten würde. Umgehend. Außerdem empfand er so etwas wie Erleichterung: Er, der Krüppel, hatte Schutz gesucht und Anerkennung. Beides bot ihm Erika. Eine Familie würde er haben. Eine Frau, Söhne und Töchter.

Immer wieder sagte er Erika, wie glücklich er sich fühle, und sie, von ihm befragt, bestätigte, dass sie auch glücklich sei, wenngleich ihre Stimme dabei nicht so enthusiastisch klang wie seine.

Wie es weitergehen würde, wusste er nicht – man würde wohl ›hinterher sein‹ müssen. An den Endsieg glaubte er nicht mehr. Zwar hatte er lange gehofft, dass der Krieg, wenn nicht siegreich, so doch ehrenvoll beendet werden könnte. Was nach der Kapitulation des Reiches passieren würde, konnte er sich nicht vorstellen.

Er machte sich mit seiner Verlobten – die Verlobung hatte im Kurfürst stattgefunden – zu Erikas Eltern auf. Es stellte sich heraus – Erika hatte es nie so deutlich gesagt –, dass es sich um eine steinreiche Familie, Teil einer Sippe von Geschäftsleuten, handelte, die in einer herrschaftlichen Villa in einer wunderschönen Gegend des Alpenvorlandes lebte. Erikas Vater war in der glücklichen Lage, von den Einkünften aus ererbten Geschäftsanteilen großzügig leben zu können. Gearbeitet hatte er nie. Erst in fortgeschrittenem Alter hatte er geheiratet. Seine sehr viel jüngere Frau kränkelte seit Jahren und verbrachte jedes Jahr, selbst im Krieg, viele Wochen in Kurbädern. Nicht nur während seine Frau kurte, nein, auch sonst leistete sich der Patriarch ungeniert Freundinnen.

Von der ersten Sekunde an schlug Prasuhn eisige Ablehnung entgegen. Erikas Vater ließ diesen Habenicht, diesen Krüppel, diesen gelernten Schlagetot seine Verachtung spüren. Der Kerl hatte seine Tochter sicherlich nur deshalb geschwängert, um sich in die wohlhabende Familie einzuschleichen. Was war das denn, ein Hauptmann? Kein Vermögen, keine anständige Familie! Wie kann man darüber hinaus aus dem norddeutschen Flachland, schlimmer noch: aus Hinterpommern, stammen? Und dieser Name! Prasuhn! Nein, nein und nochmals nein! Soll doch die Erika diesen Bankert ledig zur Welt bringen, wir werden das Balg schon mit großziehen. Vielleicht kann man es ja dem gefallenen ersten Mann der Erika andichten, damit es nach außen nicht so schlimm aussieht. Erikas Mutter schwieg zu alledem und machte ihr leidendes Gesicht.

Prasuhn hatte nicht erwartet, sofort mit größter Herzlich-

keit aufgenommen zu werden. Aber dass man ihn als hergelaufenen Eindringling abtat, konnte er nicht hinnehmen. Ja, er war ein Krüppel. Für wen hatte er seine Gesundheit geopfert? Auch für diesen arroganten Schwiegervater und seine leidende, passive Frau.

Nein, Prasuhn war zutiefst verletzt. Immerhin war er Offizier, vom ersten Tag des Krieges an im Einsatz, EK 1, Hauptmann. Das zählte hier alles nicht. Wichtig war, dass bei den ›Schwiegereltern‹ morgens, mittags und abends pünktlichst aufgetischt wurde, wie in Friedenszeiten. Der Patriarch war für Ordnung. Außerdem hatte er seine Beziehungen. Und die hatten ihm das Hausmädchen und die Köchin gelassen. Prasuhn empfand das als himmelschreiende Ungerechtigkeit.

Nachts, als er nicht schlafen konnte, wurde ihm klar, dass er sich jetzt auf der falschen Seite der Linie befand, die sich durch die Menschheit schlängelt. Vor ein paar Jahren hatte er sich große Mühe gegeben, auf die, wie er damals glaubte, ›richtige‹ Seite zu kommen. Der Offiziersberuf stand in höchstem Ansehen und daran hatte er teilhaben wollen. Jetzt sah er sich, lächerlich aufgeputzt, soeben zu ›Führers Geburtstag‹ zum Leutnant ernannt, herumstolzieren, als jungen, schnoddrigen Kerl, dessen ›verdammte Pflicht und Schuldigkeit‹ unter anderem darin bestand, unbedarfte Bauernjungs zu schikanieren, sie ›überhaupt erst zu Menschen zu machen‹. Er schämte sich, dieses Affentheater von beineschmeißenden jungen Männern, genannt Parademarsch, jemals als ›zackig‹ und ›fabelhaft‹ empfunden zu haben.

Es war die falsche Seite gewesen. Bein ab, Illusionen weg, Krieg verloren, Heimat zerstört! Er nahm sich vor, den Rest seines Lebens – wenn es denn so etwas geben sollte – auf der ›richtigen Seite‹ zu verbringen, koste es, was es wolle.

»Die richtige Seite«, murmelte er.

»Was hast du gesagt?«, fragte Erika.

»Die richtige Seite«, sagte er. »Ich muss dafür sorgen, dass ich auf der richtigen Seite bin. Auch für dich.«

»Und wo ist die?«, fragte sie.

»Das weiß ich nicht – noch nicht. Aber ich will auf die richtige Seite und das werde ich schaffen.«

Erika schüttelte den Kopf, verstand nichts und ließ ihn in Ruhe.

Am zweiten Tag des Aufenthaltes bei den ›Schwiegereltern‹ erklärte Erika ihren Eltern, dass sie sich schäme, wie man sie und ihren Verlobten behandle, sie Prasuhn liebe und sie das Kind von ihm wolle, dass sie ihn heiraten würde – umgehend sogar – und dass sie und Ernst auf der Stelle abreisen würden. Selbstverständlich brauchten die Eltern auf Briefe oder sonstige Mitteilungen seitens des Ehepaars Prasuhn nicht zu hoffen.

Tatsächlich verließen die beiden die Villa der Eltern, gingen zum Bahnhof, hatten dort endlos zu warten und zwängten sich endlich in einen Zug. Sie mussten viermal umsteigen und erlebten zwei Tieffliegerangriffe. Reichlich vierundzwanzig Stunden später trafen sie wieder in ihrem Krankenhaus ein.

Sie heirateten. Auf dem Bürgermeisteramt war es eine Angelegenheit von zehn Minuten, weil der Bürgermeister nicht mehr Zeit hatte. Er war mit der Ausstellung von Bezugsscheinen und dem Sortieren von Lebensmittelkarten beschäftigt. In der Krankenhauskapelle dauerte die Trauung eine halbe Stunde. Ernsts Mutter und Stiefvater kamen zu spät, weil ihr Zug wegen eines Fliegerangriffs liegen geblieben war. Sie gaben sich große Mühe, mit ihrer Schwiegertochter ins Gespräch zu kommen. Es gelang ihnen nicht; sie kamen aus zu verschiedenen Welten.

Im Februar 1945 – das Ende des Krieges konnte wirklich nicht mehr weit sein – unternahmen der auf Krücken humpelnde Ernst Prasuhn und seine hochschwängere Frau Erika den hirnerbrannten Versuch, aus der von Russen bedrohten Mark Brandenburg nach Süddeutschland zu gelangen. Sie hatten vor, bei Erikas Eltern trotz der seinerzeitigen Auseinandersetzung zu Kreuze zu kriechen, wie Ernst grim-

mig sagte. Denn: »Außergewöhnliche Situationen erfordern außergewöhnliche Maßnahmen«, rechtfertigte er ihren Entschluss. Als sie nach tagelanger Reise durch ein zusammenbrechendes Land in Augsburg in dem verqualmten Wartesaal saßen, erklärte Ernst seiner Frau plötzlich, dass er sich entschlossen habe, ohne die Hilfe von Erikas Eltern zu überleben. Er habe sich etwas anderes überlegt.

Erika war verzweifelt. »Bist du verrückt? Soll ich mein Kind hier im Wartesaal kriegen?« Sie fühlte sich hundeehend. Er auch. Sein Stumpf hatte sich entzündet und schmerzte wahnsinnig, er hatte Fieber, aber sagte nichts davon. Er legte seine Arme um Erika. Sie schluchzte.

»Natürlich wirst du unser Kind nicht hier kriegen. Aber ich werde deinen Vater nicht anbetteln, uns aufzunehmen. Ich lasse mich von ihm nicht wie den letzten Dreck behandeln.«

»Und was hast du vor?«

Er zog sie fester an sich. »Ich habe mir meine Eltern nicht ausgesucht, doch ich verlange, dass man sie achtet und mich auch. Vielleicht wäre es besser für dich, wenn ich dich zu deinen Eltern bringe. Ich bleibe allerdings keine Minute dort.«

Erika schüttelte den Kopf. »Ich will bei dir bleiben.«

Prasuhn gab ihr einen Kuss. Langsam lösten sie sich voneinander. Er fand in seiner Tasche noch eine Zigarette. Sie rauchten sie gemeinsam.

»Was hast du vor?«, fragte sie erneut.

»Ich weiß es nicht.«

Nun, und dann wusste er doch etwas. Es gelang, das kleine Bauerngut des Regimentskameraden von Roeder im Schwäbischen zu erreichen. Dem schwer verwundeten von Roeder fehlte der Unterkiefer und ein Auge. Sein Gesicht bot einen schrecklichen Anblick, wenn er das schwarze Tuch abnahm, das er über dem Mund trug. Seine Sprache war fast unverständlich.

Von Roeder war seit Kurzem mit einer tatkräftigen Schönheit aus ostelbischem Adel verheiratet, einer Frau, die ihren mit Patriotismus durchsetzten Helferdrang durch die Ehe

mit einem Kriegsschwerverletzten dokumentierte. Das bescheidene Anwesen war sowohl mit Flüchtlingen aus der ostelbischen Verwandtschaft seiner Frau wie auch mit ausgebombten Verwandten und Bekannten des eigenen Clans überfüllt. Dennoch wurden die Prasuhns mit der größten Selbstverständlichkeit aufgenommen, untergebracht und versorgt.

Wenige Tage später brachte Erika eine Tochter zur Welt. Frau von Roeder quartierte zwei ältere Tanten und einen verkalkten Onkel, die mit den Prasuhns in einem Zimmer wohnten, für mehrere Tage um. So war es, wie sie unwidersprochen meinte, eine komfortable Niederkunft. Die Tochter wurde auf den Namen Eva getauft; ihre Eltern fanden den Namen zeitlos. An die im Führerbunker in Berlin auf ihr Ende wartende Eva Braun dachten sie jedenfalls nicht.

Frau von Roeder pflegte die Umstände der Geburt von Eva mit denen einer Geburt vor 1945 Jahren zu vergleichen. Bekanntlich hatte seinerzeit ein junges Ehepaar in der Stadt Bethlehem unter vergleichbar widrigen Umständen die Geburt ihres ersten Kindes erlebt.

Trotz seiner Sprechbehinderung las Herr von Roeder abends aus der Bibel vor, wenn sich seine 19 Gäste, wie er sie nannte, um den Esstisch versammelten, von dem sie kaum weniger hungrig aufstanden, als sie sich niedergesetzt hatten. Die Frömmigkeit hatte Hochkonjunktur. Einer der schlesischen Onkel, einer, der tagsüber auf dem Bauernhof wie ein Knecht schuftete, bemerkte ab und zu: »Je verlorener ein Krieg, desto frommer die Verlierer«, was Herrn von Roeder stets zusammenzucken ließ. In seinen Gebeten – und er betete viel – bat er seinen Herrn, dem Onkel die ›sündige Äußerung‹ zu verzeihen.

Eines Tages erschienen amerikanische Soldaten. Ein Captain jüdischer Abstammung aus Deutschland stellte ein paar Fragen, sah sich kurz die unglaubliche Überfüllung des Bauernhofs an, ließ sich keine Genugtuung über die Verstümmelungen der Herren von Roeder und Prasuhn anmerken und kam nie wieder.

2.

Großer Gott, sieht das hier aus, dachte der Mann, der in einem abgetragenen Wehrmantsmantel die letzten zwei Kilometer zum Hüttenwerk zu Fuß gehen musste, weil die Straßenbahnschienen hier draußen noch nicht repariert worden waren. Der Mann hieß Steinberg, Erwin Steinberg, Dipl.-Ing., Eisenhüttenmann, Anfang der Dreißigerjahre an der TH Berlin studiert, Corps Askania, mehrere tadellos durchgestandene Messuren, durch schöne Schmissen auf der linken Backe dokumentiert. War bis Frühjahr '44 Ingenieur im Hüttenwerk der Stahlwerke Abel, wo er einige schwere Bombenangriffe miterlebte und in halb zerstörten Hallen die Stahlerzeugung aufrechtzuerhalten half. Dann wurde er aufgrund einer unvorsichtigen Äußerung zu den Aussichten auf den angeblich sicheren Endsieg doch noch Soldat, geriet schließlich in englische Kriegsgefangenschaft und wurde ziemlich früh entlassen.

Vom Verwaltungsgebäude fehlte die Ecke, wo die Kaufleute gegessen hatten, aber die Freitreppe mit dem säulengestützten Vordach war noch vorhanden. Dem Pförtner, den es tatsächlich schon wieder gab, warf er hin, er müsse zum Chef, und stieg zielstrebig die Treppe zum ersten Stock hinauf. Der verschlissene rote Läufer war inzwischen noch weiter verschlissen und von den Messingstangen, die ihn auf den Treppenstufen halten sollten, fehlten einige. Energrisch riss er die Tür zum seinerzeitigen Vorzimmer des Hüttenwerkschefs auf und traf auf einen dünnen, graugesichtigen alten Mann, der hinter einem armseligen Schreibtisch hockte. Steinberg erkannte ihn.

»Verzeihung, Herr Dr. Sebald«, sagte er, »ich dachte, das wäre das Vorzimmer ...«

Dr. Sebald blickte misstrauisch zu dem Mann auf. »Sie wünschen?«

»Ich bin Steinberg, Erwin Steinberg, Herr Dr. Sebald. Bis Frühjahr '44 im Stahlwerk beschäftigt.«

»Steinberg? Ach ja, Herr Steinberg. Bitte, nehmen Sie Platz.

Tjajaja. Ich freue mich, Sie zu sehen.« Er lächelte milde. »Wie Sie sehen, hat sich hier eine Menge verändert. Tjajaja. In meinem Büro sitzen jetzt die Kaufleute. Aber die verkaufen nichts, sondern machen Tauschgeschäfte. Wir versuchen peu à peu, das Werk wieder in Betrieb zu nehmen. Na, Sie wissen ja, wie es nach den Bombennächten aussah. Bis wann waren Sie im Stahlwerk? Ach ja, bis Frühjahr '44. Danach hatten wir überhaupt die schwersten Schäden. Wir beschäftigen uns immer noch hauptsächlich mit Aufräumen.«

Sein faltiger dürrer Hals ragte steil aus dem viel zu weiten Hemdkragen. »Wir haben wenig Leute, kaum jemand von der alten Belegschaft hat sich bisher wieder eingefunden. Tjajaja. Vor allem fehlt Material. Ich bin selbst erst seit vier Wochen hier. Man hatte mich eingesperrt, zusammen mit vielen anderen, mir zum Teil gut bekannten Herren. Wer von uns war denn nicht in der Partei? Wer hätte sich das leisten können? Deshalb muss man ja kein Nazi gewesen sein. Ja, die Herren unseres Vorstandes sind mehrfach inhaftiert und wieder freigelassen worden. Momentan versucht der Vorsitzende, Herr Hürtgen – Sie erinnern sich an seinen Namen? – eine beschränkt funktionsfähige Verwaltung einzurichten. Wenn Sie wollen, können Sie gleich anfangen, das heißt, wenn Ihre Papiere in Ordnung sind. Wir haben jetzt einen Betriebsrat, alles Kommunisten, unter uns gesagt, und dann noch die Engländer. Ohne deren Zustimmung gibt's keine Einstellung, kein Bett in der Unterkunftsbaracke und vor allem keine Lebensmittelkarten.«

Steinbergs Papiere wurden nicht beanstandet. Er wurde bis auf Weiteres Angestellter der früheren Hüttenwerke Abel AG. Über deren Entflechtung und neuen Namen hatte die Militärregierung noch nicht entschieden. Es war auch von Demontage die Rede. Deutschland sollte, so die Meinung einiger, allerdings nicht aller maßgebender Herren in den USA, ein Agrarstaat werden. Dazu mussten die Reste der Industrierwerke abgetragen werden, und das hatten die Besiegten, die sich als Befreite fühlen sollten, es aber nicht tun, selbst zu tun.

Steinberg kümmerte sich nicht um politische Fragen, sondern fing einfach an zu arbeiten. Er bekam zwar gleich Streit mit dem Betriebsrat, brachte aber in die Aufräumungsarbeiten System, wurde daraufhin in Ruhe gelassen und war schließlich Schichtingenieur im Stahlwerk, das in sehr bescheidenem Umfang den Betrieb wieder aufnahm.

3.

Kaum zehn Kilometer vom Hüttenwerk der Abel AG entfernt befanden sich die Werkshallen und die Verwaltung der Wegner AG, einer ehemals großen Maschinenfabrik. Auch hier ging es im ersten Nachkriegsjahr dürrig zu. Die Werkshallen beschädigt, die Maschinen beschädigt, Mangel an Material, Mangel an elektrischer Energie, Mangel an Fachkräften und Mangel an Aufträgen. Unter den früheren Mitarbeitern, die sich nach und nach am Sitz der Hauptverwaltung einfanden, war auch Assessor Wilhelm Dombrowski. Er war 1937 nach Studienabschluss und Referendarzeit Mitarbeiter der juristischen Abteilung geworden. Sein Glück war es, den Krieg in Norwegen unversehrt zu überstehen und frühzeitig aus der Kriegsgefangenschaft entlassen zu werden. Vor ihm war schon sein älterer Kollege wieder aufgetaucht, der die Rechtsabteilung bereits vor dem Krieg geleitet hatte. Die beiden Juristen verstanden sich gut und hatten nicht viel zu tun.

Dr. h. c. Wegner, seit zwanzig Jahren Generaldirektor des Unternehmens, Sohn des Firmengründers, Eigentümer eines beträchtlichen Paketes von Wegner-Aktien, reiste in der Gegend herum und besuchte seine alten Bekannten. Es waren alles Leute, die mit der Kriegswirtschaft zu tun gehabt hatten. Nun versuchten sie, ihre Unternehmen wieder aufzubauen. Dabei halfen sie sich gegenseitig, aus Korpsgeist, wie man behauptete, und weil jeder irgendetwas brauchte, was vielleicht der andere hatte und jeder etwas hatte, was vielleicht der andere brauchte.

Allmählich wurde die Situation der Firma besser. Doch dann fingen die Alliierten an, die Deutschen zu entnazifizieren. Mithilfe einer eigens geschaffenen Behörde wollten sie feststellen, wer Nazi gewesen war. Auch Dombrowski und sein Kollege mussten Fragebögen ausfüllen. Sie erinnerten sich noch gut daran, wie sie ein paar Jahre zuvor ihre arische Abstammung hatten nachweisen müssen. Ebenfalls mittels Fragebogen. Demjenigen, der den Kriterien nicht entsprach, drohte Berufsverbot. Allerdings wurden die Berufsverbote von den Alliierten nach einiger Zeit aufgehoben, wogegen sie unter den Nazis nicht selten tödlich geendet hatten.

Zur Entnazifizierung wurden die Firmenbosse, darunter auch Dr. Wegner, verhaftet und in einem Lager festgehalten, dessen Baracken bis vor Kurzem von Männern bewohnt worden waren, die für die Firmen eben dieser Bosse zwangsarbeiten mussten. Nun war es ein Zwangstreffen alter Bekannter und wurde zur Intensivierung persönlicher und zur Anbahnung späterer geschäftlicher Beziehungen genutzt.

Die meisten jener Unternehmer hatten von Anfang an mit den Nazis sympathisiert. Hitler wäre ohne sie vielleicht nicht an die Macht gekommen. Deshalb und weil sie maßgebliche Posten in der Kriegswirtschaft bekleidet hatten, wurden sie nacheinander und einzeln, wie es sich für ein geordnetes Rechtswesen geziemt, vor Spruchkammern gestellt. Dort bemühten sie sich zu beweisen, dass sie von jeher Gegner der Nazis gewesen seien und von der Vernichtung der Juden nichts gewusst hätten.

Selbstverständlich standen den Firmenchefs erstklassige Anwälte, oft Juristen aus ihren eigenen Firmen, zur Verfügung. Die arrangierten die Angelegenheit in der Weise, dass jeder der Herren Beschuldigten mehrere Entlastungszeugen aus den Reihen der Beschuldigten benannte. Man stellte sich gegenseitig zu Herzen gehende Persilscheine (nichts wäscht reiner) aus. Manche kauften sich sogar einen neuen Stammbaum, in dem ein Jude vorkam.

Herr Dr. Wegner hatte unter anderem den Chef seiner eigenen Rechtsabteilung als Zeugen für seine politische Un-

bedenklichkeit benannt. Assessor Dombrowski durfte als Zuhörer zur Verhandlung mitgehen. Beide hörten staunend die Lobpreisungen jener anderen Zeugen, die Herrn Dr. Wegner als einen erbitterten Gegner des Naziregimes darstellten, der unermüdlich, allerdings im Verborgenen und deshalb unbemerkt, am Sturz der Nazityrannei gearbeitet habe. Außerdem habe er die ihm anvertrauten Zwangsarbeiter gütig wie ein Vater behandelt.

Am Schluss ließ man den Leiter der Rechtsabteilung der Wegner AG zu Wort kommen.

Der sagte: »Ich habe die umfangreichen Ausführungen, die vor dieser Kammer gemacht worden sind, mit großem Interesse verfolgt. Dabei habe ich festgestellt, dass sich die den Herrn Angeschuldigten entlastenden Aussagen außerordentlich stark ähneln, ja, bisweilen wörtlich übereinstimmen. Man könnte daraus schließen, dass es, wie geschildert, gewesen ist.« Die Zeugen und die Anwälte des Beschuldigten nickten zustimmend. Der Leiter der Rechtsabteilung blickte freundlich in die Runde. »Doch nun will ich Ihnen mal erzählen, wie es wirklich war.«

Atemloses Entsetzen im Saal. Einer der Verteidiger rief dazwischen: »Ich glaube nicht, dass dieser Zeuge entscheidungswesentliche Tatsachen ...« wurde aber vom Vorsitzenden zum Schweigen gebracht.

Der Chefjurist nahm Rache für zwölf Jahre Nörgelei und Besserwisserei, die ihm sein Chef zugemutet hatte. Die Rede war von Spenden für die Nazipartei, von der Arisierung eines lästigen Konkurrenten und dessen Eingliederung in das Familienunternehmen Wegner AG, von Geschenken an Nazigrößen und anderen, für Dr. Wegner nach Besatzungsrecht unangenehmen Ereignissen.

Die anderen Zeugen saßen mit erstarrten Gesichtern da. Schließlich schnitt der Vorsitzende der Kammer dem Chefjuristen das Wort ab. Nach kurzer Beratung wurde Dr. Wegner als Minderbetroffener eingestuft, zu einer Geldstrafe verurteilt und auf freien Fuß gesetzt.

Natürlich sprach sich der Auftritt des Oberjuristen wie

ein Lauffeuer in der Firma herum. Kein Mensch rechnete damit, dass er sich wieder in der Firma sehen lassen würde. Aber er kam am nächsten Tag, wie gewohnt zum Dienst und ging in sein Büro. Gespannt wartete das ganze Haus, dass etwas passieren würde. Doch es passierte nichts. Dr. Wegner arbeitete in seinem dunklen, altertümlichen Büro, hielt Konferenzen mit seinen Vertrauten ab und diktierte seine Korrespondenz der bejahrten Sekretärin, die nach Stolze-Schrey stenografierte.

Dabei blieb es. Dr. Wegner verlor kein Wort über die Affäre. Aber er sorgte dafür, dass seinem Chefjuristen keinerlei Vorgang mehr vorgelegt oder zugeleitet wurde. Der saß von morgens bis abends, wohlversorgt mit Zeitungen und Büchern, die er in seiner großen Aktentasche mitbrachte, in seinem Zimmer und las. Und Dombrowski, dem zweiten Mann, wurde die ganze Arbeit aufgehalst.

So ging das etwa vier Jahre. Erst als der ältere Kollege die Altersgrenze erreicht hatte, schied er tatsächlich aus und Dombrowski wurde nun auch formell Chef der Rechtsabteilung. Bloß hatte man ihn vier Jahre unterbezahlt, denn es gab ja bereits einen Juristen, der Abteilungsleitergehalt bezog.

4.

Ernst Prasuhn hatte unter den erbärmlichen Lebensverhältnissen im geschlagenen, zerbombten und besetzten Deutschland ein Hochschulstudium begonnen. Er wollte Lehrer werden, Gymnasiallehrer für Mathematik und Physik. Es war der einzige Beruf, von dem er, außer dem des Soldaten, eine Vorstellung hatte. Er erinnerte sich gern an seine Gymnasialzeit. Und er interessierte sich für die Naturwissenschaften.

Erika war in einem Dorf untergekommen, wo sie sich dadurch gute Beziehungen zur Frau des Bürgermeisters und der dörflichen Hautevolee erwarb, dass sie die Damen massierte und ihre Gliederschmerzen linderte. Sie konnte sogar

durch Fürsprache der Bürgermeistergattin ein Gartenhäuschen beziehen.

Meistens konnte sie Ernst, wenn er sie für ein Wochenende besuchte, ein paar Lebensmittel mitgeben oder ein paar Reichsmark, mit denen sie von den Damen für ihre Massage bezahlt worden war. Und sie erwartete ihn sehnlich, ihren Mann. Ihm erging es nicht anders. So schonten sie sich in den wenigen gemeinsamen Nächten nicht, sodass Ernst Prasuhn jedes Mal noch hohlwangiger, als er schon war, in seine Universitätsstadt zurückfuhr.

Es dauerte nicht lange und Erika war mit ihrem zweiten Kind schwanger. Dabei hatten sie doch so aufgepasst. Als sie ihm brieflich von dem ›Unfall‹ berichtete und andeutete, dass sie sich nach einem Arzt umhören wollte, der vielleicht einen Abbruch vornähme, protestierte Ernst. Er schrieb zurück, dass sie sich doch beide seinerzeit eine große Familie zu gründen vorgenommen hätten und dass man zu Ende führen müsste, was man angefangen hätte. Außerdem erhoffte er sich einen Sohn.

Erika schwankte so lange zwischen Austragen und Abbrechen, bis es zu spät war. Dann begann sie, sich auf das zweite Kind zu freuen. Es wurde wieder ein Mädchen und erhielt den Namen Ellen. Ernst, der vor und nach der Entbindung einige Zeit im Gartenhäuschen verbrachte, beklagte sich zwar nicht, aber die Enge, die Betreuung der kleinen Eva und die schlechte Verbindung zum Krankenhaus, das er nur auf einem geliehenen Fahrrad erreichen konnte, gingen ihm ordentlich auf die Nerven.

Als dann kurz darauf – Ernst hatte die Familie wieder einmal besucht – Erika eine erneute Schwangerschaft feststellte, sagte sie niemandem etwas, brachte die Kleinen bei einer Nachbarin unter und fuhr in die Stadt. Dort praktizierte der Arzt, den ihre Eltern zu konsultieren pflegten, der auch häufig in die Villa im Alpenvorland gekommen war und sie schon als kleines Mädchen gekannt hatte. Der Doktor hatte Verständnis und half. Erleichtert fuhr Erika zu ihrem Gartenhäuschen zurück. Ihre Eltern besuchte sie nicht.

Nun, zehn Jahre nach der Verwundung bei Smolensk, lebten die Prasuhns in Südamerika, in den Anden. Über den Bergen standen weiße Haufenwolken am blauen Himmel, ein friedliches Bild. Wo das Gelände am Talrand anstieg, war der Berg halbkreisförmig abgetragen worden, sodass blendend weißes Gestein freilag: die Kalkgrube. Vor einer Bau-
bude, offenbar dem Büro dieses Betriebes, standen zwei Männer, von denen der eine erregt redete.

»Herr Prasuhn«, sagte er überakzentuiert, »Ihre Hinweise halte ich für unpassend. Ich bin ja bereit, mich im Vorfeld von Entscheidungen mit Ihnen zu unterhalten. Natürlich nur über solche, die in Ihren Arbeitsbereich fallen, nicht aber – und das ist hier gegeben – über Strategien zur Sicherung der Versorgung des Hüttenwerkes mit Kohle. Meine Planung entspricht der im Ruhrgebiet gängigen Praxis, von der Sie, wie Sie zugeben werden, nicht allzu viel mitbekommen haben. Das Kohleflöz 1 ist mächtig genug, um die verlangte Tagesproduktion zu bringen. Wir werden in der verbleibenden Zeit Probeabbau treiben. Wenn dann die Förderung läuft, können wir die anderen Flöze erkunden und die davon geeigneten für den späteren Abbau vorbereiten. – Ich muss weiter. Glückauf.«

Bergassessor Cornelius, Chef des im Entstehen begriffenen Bergbaubetriebes, kletterte in seinen Jeep. Barsch befahl er dem Fahrer, ihn zum Flugfeld zu bringen. Er würde mit der Firmen-DC-3 in einer Stunde in der Hauptstadt sein und dort in der Hauptverwaltung der Firma seine Akten bearbeiten. Sein Büro, das auf dem Gelände des Hüttenwerkes und damit in der Nähe der Bergwerke lag, benutzte er fast nie.

Cornelius pflegte ausführliche Berichte über die Fortschritte in »seinen Gruben« zu verfassen. Allerdings verging jeweils viel Zeit, bis sie auf dem Schreibtisch des Gerente, des Generaldirektors, landeten, weil sie zuvor ins Spanische übersetzt werden mussten. Dass der Übersetzer Schwierigkeiten mit den Fachausdrücken der deutschen Bergmanns-
sprache und dem gewundenen Beamtendeutsch haben und

möglicherweise Missverständliches produzieren könnte, war Herrn Bergassessor nie in den Sinn gekommen.

Prasuhn zündete sich eine Nacional an, eine einheimische, selbstverständlich filterlose Zigarette von strengem Aroma, und ging zum Werkstattschuppen. Dort war Hartmut, der Chef des Reparaturwesens, dabei, die Lichtmaschine von Prasuhns Chevrolet zu reparieren.

»Der Kerl ist weg«, merkte Prasuhn verärgert an. »Mit dem ist nicht zu reden. Ich habe ihn wieder auf die Kohlengrube angesprochen. Er hat wie immer reagiert: Das sei seine Sache, hat er gesagt, und ich solle mich raushalten.« Er warf die Zigarette auf den Boden und trat sie aus. »Wenn in der Kohle was passiert, können wir uns warm anziehen. Du weißt, dass es hier – nicht in der Firmenleitung, aber in den Etagen darunter – Leute gibt, die uns Gringos gar nicht gerne sehen.«

Hartmut war mit seiner Lichtmaschine fertig. Er wischte sich die Finger an der Hose ab. »Ernst«, sagte er, »ich weiß, dass der Cornelius ein Idiot ist. – So, die Lichtmaschine ist nun in Ordnung. Komm, wir fahren zu deiner Erika, die soll uns einen anständigen Whisky geben. Schließlich fährt sie am meisten mit dem Chevy herum.«

Die beiden fuhren zu den Wohnhäusern hinüber, die, als erste fertiggestellt, am Rande einer riesigen Baustelle standen. Der Staat, zur Zeit regiert von seiner Exzellenz Generalissimo Juan P. de S., baute sein erstes Hüttenwerk. Es sollte das größte in Amerika – außerhalb von Nordamerika – werden. Und das war es tatsächlich für einige Jahre, weil sich Mexiko zu Nordamerika zählt.

Man hatte die Errichtung dieses Werkes immer wieder diskutiert, nachdem in den Zwanzigerjahren ein zufällig des Weges ziehender deutscher Geologe einen seit Urzeiten sichtbaren roten Felsen hoch oben über dem Tal als passables Eisenerz identifiziert hatte. Dass es in der Gegend Kohle gab, war schon länger bekannt. Die diente einer nahe gelegenen Zementfabrik als Brennstoff. Kalk war also auch vorhanden.

Ideale Bedingungen für ein Hüttenwerk, meinten die Experten.

Spruchreif wurde die Angelegenheit nach dem Zweiten Weltkrieg, als man sich von amerikanischen Stahlimporten unabhängig machen wollte, und gleichzeitig die Vereinigten Staaten, zum Vergnügen der Südamerikaner, nach dem Koreakrieg fortführen, Rohstoffe, unter anderem den Kaffee des Landes, zu hohen Preisen aufzukaufen. Als Vorsorge für den nächsten Krieg. So kamen ordentlich Dollars ins Land. Vor allem erschien die von der Regierung des Excelentísimo Generalísimo Juan P. de S. geführte Regierung den USA hinreichend konservativ, sodass nichts gegen die Beteiligung von amerikanischen Geldgebern an den von Generalísimo gewünschten Industrieanlagen sprach.

Der Gerente, der Generaldirektor der Staatsfirma, ein kultivierter Mann aus einer der ersten Familien des Landes, wollte den Bergbau in die Hände von polnischen Experten legen. Er hatte gehört, dass in Polen sehr niedrige Gehälter gezahlt wurden. Aber Polen, seit einigen Jahren sowjetisiert, ließ niemand auswandern. Also wandte er sich an Westdeutschland, wo man auch etwas vom Bergbau verstand und wo es preiswerte Fachleute gab. Seine Anfrage gelangte an die von den Besatzungsmächten errichtete Kohlebehörde. Und die empfahl Herrn Bergassessor Cornelius, für den sie selbst keine rechte Verwendung hatte.

Herr Cornelius ergriff die Chance, den beengten Nachkriegsverhältnissen zu entkommen, bedachte jedoch nicht, dass er, der nie etwas anderes angestrebt hatte als eine Position bei der (bis vor Kurzem preußischen) Bergbehörde, keinerlei Voraussetzungen mitbrachte, den Aufbau neuer Bergwerke unter südamerikanischen Gegebenheiten zu leiten. Da er es als unzumutbar ablehnte, auf der Baustelle zu wohnen, verbrachte er einen großen Teil seiner Zeit mit Fahrten und Flügen zwischen der Hauptstadt und dem davon 300 Kilometer entfernten, im Aufbau begriffenen Industriekomplex. So war er fast nie zu erreichen, wenn man ihn brauchte.

Nach einem Jahr, das ihm großzügig zur Einarbeitung zugestanden wurde, schickte man ihn nach Europa, um weitere Mitarbeiter anzuwerben. Prasuhn war zu der Zeit auf der Suche nach einer ersten Anstellung.

Ernst Prasuhn war nicht Lehrer, sondern Bergingenieur (!) geworden. Durch Zufall war er dazu gekommen. Um für seinen Lebensunterhalt während des Studiums ein wenig dazuzuverdienen, nahm er die verschiedensten, schlecht bezahlten Aushilfsarbeiten an. Dann hörte er von einem Konsementer, dass man auf einer Kohlengrube gutes Geld, allerdings bei harter Arbeit, verdienen könnte. Außerdem bekämen Bergleute bessere Lebensmittelzuteilungen, sogar einen Liter Schnaps und 50 Zigaretten im Monat, die man zu Geld machen könnte. Und der Chef dort hätte ein Herz für arme Studiker, deshalb beschäftigte er eine größere Anzahl von ihnen.

Der Grubendirektor, der an dem Tag, als Prasuhn wegen Arbeit vorsprach, gerade nicht in seinem Untertagebetrieb herumkroch, fand den Hauptmann a. D. sympathisch und intelligent und unterhielt sich mit ihm über alles Mögliche. Schließlich meinte er, Prasuhn sollte sich doch mal überlegen, ob er wirklich sein Leben lang als Steißstrommler uninteressierten Lümmeln die Dreisatzrechnung predigen, oder ob er nicht besser einen Chefposten in der Industrie, zum Beispiel im Bergwesen anstreben wollte. Prasuhn erwiderte, dass er keineswegs lebenslang steißtrommeln wolle. Direktor eines Gymnasiums zu werden, sei das Mindeste, was er sich vorgenommen habe. Trotzdem fand er den Vorschlag des Bergwerkchefs gut. Nach kurzem Überdenken sogar sehr gut.

»Sie müssen allerdings vor dem Studium als Praktikant arbeiten, so wie ein richtiger Bergmann«, ergänzte der Direktor.

»Kein Problem«, behauptete Prasuhn und sagte nichts davon, dass er ein ›ab(b)es‹ Bein hatte – ach was, so ab ist es ja gar nicht, es ist ja bloß der Unterschenkel samt Fuß, was fehlt. Und er verheimlichte, dass er ständig unter Schmer-

zen an seinem Bein litt. Ein Chef – und nichts anderes würde er später sein – kommt auch mit eineinhalb Bein aus.

»Dann kann's ja losgehen«, nickte der Grubendirektor und schickte ihn zum Obersteiger.

Zwei Tage später platzte der Obersteiger ins Büro des Direktors. »Sie«, schimpfte er, »Sie haben mir da einen Invaliden geschickt! Dem Kerl fehlt ein Bein!«

»Was?« Der Direktor runzelte die Stirn. »Der hat bloß ein Bein?«

Der Obersteiger nickte. »Das haben mir seine Kumpel erzählt. Die haben beim Duschen in der Waschkaue gesehen, dass er sich ein Ding aus Leder, eine Prothese, vom Knie abgeschnallt hat.«

»Moment«, bremste der Direktor, »in der Waschkaue haben sie das gemerkt? Und bei der Arbeit? Wie war er da?«

»Ganz normal«, gab der Obersteiger zu, »jedenfalls hat sich keiner beschwert.«

Der Direktor ließ Prasuhn kommen. »Sie haben verschwiegen, dass Sie beinamputiert sind.«

»Ich habe genauso gearbeitet wie alle anderen Kumpel.«

Der Direktor war ratlos. »Jaja, das sagt der Obersteiger auch«, meinte er. »Eigentlich darf ich Sie ...« Er brach ab und fuhr nachdenklich fort: »Wenn Sie durchhalten, wenn Sie das bringen, was Ihnen bei uns abverlangt wird, will ich Ihnen nicht im Wege stehen. Ich hätte aber durchaus Verständnis, wenn Sie mir eines Tages mitteilen müssten: Es geht nicht mehr.«

Prasuhn ertrug seine Schmerzen, hielt durch, sattelte um und wurde stud. rer. mont. (Student der Fachrichtung Bergbau).

»Selbstverständlich werden wir dich irgendwo anständig unterbringen, wenn du fertig bist«, versprachen die alten Herren der Studentenverbindung, der er beigetreten war. Viele dieser Herren waren bereits wieder in leitenden Stellungen.

Als Prasuhn fertiger Dipl.-Ing. war, rieten ihm die alten Herren ›zu seinem eigenen Wohl‹ doch lieber nicht im Bergbau zu arbeiten. »Du mit deinem Bein, weißt du.«

Aber Prasuhn dachte nicht daran, diesem Rat zu folgen. Diese Kerle haben gut reden, sagte er sich, denn die haben ihre gut bezahlten Posten. So einen will ich auch haben! Und zwar möglichst bald. Natürlich werde ich im Bergbau arbeiten. Wozu sonst habe ich studiert?

Doch die Personalchefs der Kohlenzechen, bei denen er sich bewarb, schrieben auf den Rand seines Bewerbungsschreibens: ›Unmöglich! Einen Mann mit Holzbein können wir nicht im Pütt gebrauchen.‹ Und die Herren Bergwerksdirektoren, die jetzt zu den Mächtigsten im Lande gehörten, weil sie die Mangelware Kohle produzierten, hatten keine Zeit, sich mit Kleinkram zu befassen, wie der Einstellung eines Berufsanfängers, der sich die Knochen für das Vaterland, das übrigens auch das der Herren Direktoren war, hatte kaputt schießen lassen. Pech gehabt, der Mann. So dankte der jeweilige Personalchef formularmäßig für die Bewerbung, von der man ›zum gegenwärtigen Zeitpunkt zu unserem Bedauern keinen Gebrauch machen könnte‹ und reichte die Unterlagen ›zu unserer Entlastung‹ zurück.

Bei der Kohlebehörde, bei der Prasuhn auch vorsprach, hörte er zufällig von einem Bergassessor, der Bergingenieure für das Ausland suchte. Sie sollten dort Gruben einrichten, die ein bereits im Bau befindliches Hüttenwerk mit Grundstoffen beliefern würden. Tatsächlich wurde er von Bergassessor Cornelius engagiert, weil der von den hervorragenden Zensuren in Prasuhns Abschlusszeugnis beeindruckt war.

»Würde glatt für die Einstellung in den Staatsdienst ausreichen«, meinte er.

Für den Menschen Prasuhn interessierte er sich nicht. »Das mit dem Bein ist nicht so schlimm«, stellte er fest. »Ich habe Sie für die Leitung der Kalkgrube vorgesehen.«

Prasuhn musste unbedingt endlich Geld verdienen. Also griff er zähneknirschend zu, obwohl eine Kalkgrube, eine Art Steinbruch, zu leiten, nicht gerade sein Herzenswunsch war. Außer ihm stellte Assessor Cornelius noch eine Reihe weiterer Bergleute ein, darunter einen Kollegen, den Prasuhn vom Studium her kannte.

An Ort und Stelle bestätigte sich der Eindruck, den Prasuhn von Anfang an von diesem Cornelius gehabt hatte: Der umständliche und weltfremde Bergassessor war für seine Aufgabe ungeeignet. Offenbar merkte er es selbst und gab sich unzugänglich und rechthaberisch.

Prasuhn hatte mit seiner Kalkgrube wenig Probleme. Er fühlte sich unterfordert und suchte den Kontakt zu anderen Ausländern, die für das zukünftige Hüttenwerk arbeiteten, insbesondere aber mit den einheimischen Managern. So wurden er und Erika, die ihrerseits eine Anzahl von Bekanntschaften mit anderen Technikerfrauen geschlossen hatte, zu den ständig von irgendjemand veranstalteten ›Fiestas‹ eingeladen. Natürlich revanchierten sie sich mit ebensolchen Fiestas.

Prasuhn und Erika beherrschten das Spanische bald vorzüglich. Dadurch gewannen sie interessante Einblicke in das Innenleben des Unternehmens und in die Familien der einheimischen Kollegen.

Prasuhns Studienkollege hatte eine schwierigere Aufgabe zu bewältigen, nämlich die Einrichtung der Kohlengrube an einem nur über eine schlechte Straße zugänglichen, 30 km entfernten Ort. Prasuhn half seinem Kollegen, fuhr oft zu ihm hinüber, intervenierte bei der Bauleitung im Hüttenwerk, wenn die Materialtransporte zur Kohlengrube nicht funktionierten und versuchte, den Bergassessor zur energischeren Vertretung der Bergbauinteressen bei der Hauptverwaltung zu veranlassen.

Beim Whisky mit Hartmut kam Prasuhn wieder auf das Thema Kohlengrube. »Wir müssen schnellstens eine Verbindung zu der oberen Strecke herstellen, damit das Methan abzieht.«

Erika langweilte sich, und Hartmut war nur mäßig interessiert. Das Telefon klingelte. Es war der Kollege von der Kohlengrube.

»Ernst«, warnte er, »ich habe im Haupttunnel noch mal auf Schlagwetter geprüft. Es waren heute viel höhere Werte

als bei der Messung, die wir neulich gemeinsam gemacht haben.«

»Ich sag es ja«, Prasuhn sah sich bestätigt, »die Kohle enthält eine Menge Gas, obwohl es dieser Kohletyp nach Meinung von Cornelius nicht dürfte. Er glaubt einem klugen Buch, das jemand in Europa geschrieben hat. Die Kohle hier richtet sich aber nicht nach den Büchern von europäischen Gelehrten.«

»Und was soll ich tun?«, fragte der Kollege.

»Morgen komme ich rüber, dann setzen wir den Verbindungsstollen an. Ich bringe Hartmut mit. Der wird uns alle Lüfter einbauen, die er auftreiben kann.«

»Und was sagen wir dem Cornelius?«

»Nichts. Wenn wir uns hier eine Schlagwetterexplosion leisten, können wir einpacken. Also bis morgen.«

Gegen die ausdrückliche Anweisung des Bergassessors begannen sie am nächsten Tag mit den Arbeiten an dem Verbindungsstollen und ließen das von Cornelius favorisierte Flöz 1 liegen.

Nach zehn Tagen besuchte Cornelius die Kohlengrube. Er traf Prasuhn, der dort eigentlich nichts verloren hatte, und seinen Kollegen im neuen Verbindungsstollen, der in den letzten Tagen gut 50 Meter vorgetrieben worden war.

»Was geht hier vor?«, schnaubte Cornelius.

»Wir haben Methan festgestellt und sorgen für anständige Bewetterung, Herr Bergassessor«, erwiderte Prasuhn.

»Wieso sind Sie überhaupt in der Kohle?«

»Weil ich meinen Kollegen unterstütze. Und wir sind beide der Meinung, dass der Gasaustritt ernst genommen werden muss.«

»Methan – Gasaustritt!«, schimpfte Cornelius. »Sie haben sich an meine Anweisungen zu halten und nicht von Gas zu faseln. In der Kohle diesen Typs gibt es kein Gas, da sind sich die Wissenschaftler einig. Hier – ich werde es Ihnen beweisen.«

Er zog ein Feuerzeug aus der Tasche und entzündete es,

ehe Prasuhn eingreifen konnte. Die Explosion erfolgte sofort.

Es dauerte zwei Minuten bis sich Prasuhns Kollege, der gegen die Tunnelwand geschleudert worden war, aufrappelte. Seine Lampe funktionierte noch. Durch den Staub, der den Tunnel erfüllte, sah er Prasuhn, der sich gerade zum Sitzen aufrichtete, hustete, ausspuckte und laut »Scheiße!« brüllte. Der Kollege half ihm hoch. Gegen den matten Lichtschein vom Tunnelmundloch sahen sie einen Schatten eilig davonhumpeln.

Draußen an seinem Jeep holten sie ihn ein. Prasuhn war außer sich. Er war nahe daran, in dieses bleiche, von Staubinseln grotesk entstellte Gesicht hineinzuschlagen, dem die gewohnte Goldrandbrille fehlte, weil sie verloren gegangen war.

»Sie!«, brüllte er den verstört blinzelnden Mann an und stellte fest, dass er seine eigene Stimme kaum hörte. »Sie! Ich könnte Sie umbringen! Sie gemeingefährlicher Anfänger! Der Teufel hätte uns alle holen können; der Tunnel hätte zusammenbrechen können; die mineros im Flöz 1 hätten verrecken können – alles, weil es der Herr Bergassessor besser weiß!«

Der rettete sich in seinen Jeep und befahl dem Fahrer loszufahren. Die beiden standen eine Weile wie betäubt da.

»Mein Gott, was haben wir Glück gehabt«, grummelte der Kollege.

Prasuhn rieb seine Ohren und hatte nichts verstanden. Die mineros kamen ins Freie und wollten wissen, was geschehen war. Der Kollege versuchte eine die Wahrheit vernebelnde Erklärung und ließ die Leute vorzeitig nach Hause gehen.

In seiner Bürobude hatte der Kollege eine gute Flasche Rum. Sie überlebte die Explosion nur um knapp eine Stunde.

Natürlich ließ sich der Zwischenfall nicht geheim halten. Prasuhn wollte es auch gar nicht. Er annektierte kurzerhand Cornelius' Büro auf der Baustelle, das der nie benutzt hatte, und begann Anweisungen zu erteilen. Er berichtete dem

Supervisor Construcciones, Cornelius' Vorgesetzten – sein Gehör hatte sich inzwischen gebessert – was geschehen war. Vor allem wies er darauf hin, dass er es für ausgeschlossen hielt, die Kohleförderung rechtzeitig in dem erforderlichen Umfang aufzunehmen, wenn man nach Cornelius' Plan weiterarbeitete. Es wären außerdem mehr Steiger und Hauer von der Ruhr erforderlich, um den mineros den Bergbau beizubringen. Der Supervisor notierte alles sorgfältig und dankte.

Zehn Tage später wurde der ›muy estimado señor Ernesto Prasuhn‹ in aller Form schriftlich zum Gerente, dem obersten Chef des Unternehmens, in die Firmenzentrale in der Hauptstadt gebeten. Der Gerente, ein Herr von spanisch-aristokratischem Aussehen und Auftreten, teilte Prasuhn mit, dass er ab sofort die Position des Superintendente Minas einnehme und dass er die Ermächtigung habe, bis zu zwanzig geeignete Bergleute in Deutschland anzuwerben. Leider habe er, der Gerente, erst jetzt von dieser Notwendigkeit erfahren. Er erwarte aber nun, dass die volle Leistungsfähigkeit der Bergwerksbetriebe bis zur Inbetriebnahme des Hüttenwerkes erreicht werde.

Der Bergassessor Cornelius wurde in diesem Gespräch nicht erwähnt, obgleich er es durch seine selbst gezündete Explosion unter den in- und ausländischen Mitarbeitern der Firma zu beträchtlicher Bekanntheit gebracht hatte.

Prasuhn hörte einige Monate später, dass Cornelius in einem Ministerium untergekommen war.

5.

Das Ende des Zweiten Weltkrieges war der Beginn des Kalten Krieges. Obwohl der nächste Krieg voraussichtlich mit stahlarmen Atombomben bestritten werden würde, verringerte man keineswegs die Stahlproduktion. Im Gegenteil: Überall arbeiteten die Stahlwerke auf Hochtouren, um verlorenes Kriegsgerät zu ersetzen und endlich auch den zivilen

Sektor zu bedienen, die Bauindustrie zum Beispiel, den Schiffsbau und die Blech verschlingenden Automobilhersteller. Auch in Deutschland baute man die Stahlwerke wieder auf, schöner, größer, moderner als zuvor und natürlich in der festen Absicht, niemals wieder für kriegerische Zwecke zu produzieren.

Im Süddeutschen gab es eine Fabrikantenfamilie, die war sehr reich, weil sie in ihren Fabriken vor, zwischen und während zwei Weltkriegen Granatzünder für die Armee des Kaisers, die Reichswehr von Weimar und die Wehrmacht des böhmischen Gefreiten hergestellt hatte. Natürlich hatte man auch friedlichere Produkte im Programm, die zumeist Gussteile aus Messing oder Aluminium enthielten. Auf diese konzentrierte man die Produktion, als die Nachfrage nach Granatzündern schlagartig aufgehört hatte.

Nun gab es einen Herrn in dieser Familie, der war ein bisschen weltfremd und für das eigentliche Geschäft ungeeignet. Jedenfalls meinten das seine Verwandten. Deshalb ließ man ihn in Ruhe ein wenig basteln und erfinden, was ihm Freude machte und wobei ab und zu eine im Fabrikbetrieb brauchbare Verbesserung entstand. Insbesondere hatte sich dieser Herr gute Kenntnisse über das Schmelzen, Legieren und Gießen der in den Betrieben seiner Familie verarbeiteten Metalle erarbeitet.

Er begann darüber nachzudenken, was übrigens andere Fachleute auch taten oder schon getan hatten, ob es nicht möglich wäre, Stahl in langen Stangen oder Strängen zu gießen, wie er dies von den Nichteisenmetallen kannte, denn das könnte den Arbeitsprozess beschleunigen und verbilligen. Gerade beim Stahl, dem wichtigsten und in größten Mengen produzierten Material, würden sich gewaltige Vorteile ergeben. Allerdings, so wusste er, unterschied sich Stahl sehr von den ihm geläufigen Metallen. Er hielt ihn nicht nur für schwierig, sondern auch für heimtückisch.

Dennoch machte er sich ans Experimentieren, kam zu annehmbaren Ergebnissen, meldete Patente an, veröffentlichte

Artikel in Fachzeitschriften und suchte Partner, mit denen er das Stranggießen von Stahl weiterentwickeln konnte.

Der inzwischen zum Oberingenieur im Stahlwerk aufgestiegene Steinberg las die Aufsätze, schüttelte den Kopf, vergaß sie im Drang der täglichen Routinearbeit – holte sie erneut hervor, als sie ihm nach ein paar Tagen wieder einfielen, und heftete einen Zettel daran, auf den er schrieb: Herr Dr. Sebald, das könnte für uns interessant sein!

Dr. Sebald, der Hüttenchef, der in dem wieder aufgebauten Verwaltungsgebäude bereits wie in alten Zeiten residierte, reagierte nicht. Als ihn Steinberg persönlich ansprach, sagte er: »Lieber Herr Steinberg, es tauchen laufend irgendwelche Fantastereien auf, die zu nichts anderem als zu kostspieligen Enttäuschungen führen. Was habe ich da nicht schon alles in den vierzig Jahren meines Berufslebens erlebt. Außerdem haben wir heutzutage weiß Gott andere Sorgen, als uns mit Utopien zu beschäftigen. Gerade erst ist die Demontage abgewendet worden, dafür hat man uns entflochten – und jetzt kommen Sie ...«

Dass sich ein Herr von der Hauptverwaltung, Abteilung ›Produktplanung‹ bereits für das neue Verfahren interessiert hatte, war dem guten Dr. Sebald entfallen. Steinberg hörte davon, allerdings erst ein paar Tage später. Sofort ging er zu Dr. Sebald, aber der war nicht da.

»Zum Zahnarzt«, blockte die neue Sekretärin in Sebalds Vorzimmer, Fräulein Stanski ab, kaum 20, lang, dünn, ganz hübsch, das blonde Haar zu einer Hochfrisur getürmt und überhaupt nicht ängstlich.

»Wer hat mit diesem süddeutschen Erfinder gesprochen?«, schnauzte Steinberg.

»Irgendjemand von der Produktplanung oder so was, soviel ich weiß«, sagte die Stanski.

Der Oberingenieur schüttelte den Kopf. »Produktplanung?«

»Ja, mehr weiß ich nicht.«

»Verbinden Sie mich mal mit dem Menschen von der Produktplanung«, ordnete er an.

»Sie –«, protestierte die Stanski, »haben Sie nicht selbst ein Telefon? Herr Dr. Sebald schätzt es überhaupt nicht, wenn ein Fremder seinen Anschluss blockiert.«

»Komm, Kindchen, mach keine Zicken, gib mir diesen Planungsfritzen!«

Seufzend drehte sie die Wählscheibe. »Ja, hier möchte Sie jemand sprechen, der Herr Steinberg, der Herr« – und das folgende Wort betonte sie so richtig unverschämt – »Oberingenieur Steinberg«, sagte sie und reichte ihm mit kessem Augenaufschlag den Hörer. »Machen Sie's kurz!«

Steinberg hätte ihr am liebsten eine gelangt. »Steinberg hier«, raunzte er ins Telefon. »Sagen Sie mal, Sie waren doch vor ein paar Tagen bei diesen Leuten, die mit Stahl Gießversuche machen. Gebrüder Soundso heißt der Laden ... Richtig, den meine ich! Mit dem Erfinder haben Sie gesprochen? Und? Was ist dabei rausgekommen? Nix? Ist noch gar kein fertiges Produkt? Hm. Herr Dr. Sebald ist unterrichtet? Dann weiß ich Bescheid. Nee, danke. Wiederhören.«

»Ihr Dr. Sebald ist wirklich pensionsreif«, meinte er, als er den Hörer auflegte.

»Erstens ist das nicht mein Dr. Sebald«, konterte die Stanski, »und zweitens weiß er selbst, wann er sich zur Ruhe setzen muss.«

»Scheint mir nicht so. Vor zwei Monaten ist er 65 geworden und schlurft immer noch im Betrieb rum. Der will seine Pension mit Gewalt in die Höhe treiben.«

In dem Moment betrat Dr. Sebald den Raum. »Was wollen Sie treiben, Herr Steinberg?«, wollte er wissen.

»Ich? Äh, nein, Herr Dr. Sebald. Schreiben ... schreiben wollte ich eine Notiz für Sie. Doch wo Sie nun selbst da sind ... Ich meine die Geschichte mit den Gießversuchen.«

»Womit? – Kommen Sie rein.«

Die beiden verschwanden im Chefzimmer. Steinberg kam gleich zur Sache. »Ich hatte Sie auf diese Firma aufmerksam gemacht, die erfolgreich Stahl im Strang vergossen haben will. Und nun höre ich, dass die Produktplanung ...«

»Jaja, ich dachte, das wäre was für die Produktplanung.

Aber es gibt noch gar kein verkaufsfähiges Produkt. Das war also nichts.«

»Das Verfahren könnte hochinteressant sein. Wenigstens müssten wir uns genau informieren.«

»Lieber Herr Steinberg, Sie glauben gar nicht, was ich alles schon an Erfindern und Erfindungen erlebt habe. Da war hier Ende der Zwanzigerjahre ein gewisser ... warten Sie mal ... nein, ich komme nicht auf den Namen. Der Kerl hat uns Tausende gekostet. Zigtausende! Wir haben heutzutage, weiß Gott, andere Sorgen, als Geld für Utopien auszugeben.«

»Herr Dr. Sebald, lassen Sie mich mit dem Knaben – Verzeihung: dem Erfinder – reden! Lassen Sie mich ihm auf den Zahn fühlen! Lassen Sie mich nachsehen, ob das stimmt, was er geschrieben hat. Wenn es tatsächlich funktioniert, dann sollten wir bei den Ersten sein, die sich der Sache annehmen.«

Dr. Sebald konnte nur sagen: »Ich verstehe ja, dass Sie gerne ...«

Sofort unterbrach ihn Steinberg. »Wir müssen wissen, ob an der Geschichte was dran ist. Das kostet noch kein Geld!«

»Sie können einem ganz schön auf die Nerven gehen.«

»Freut mich zu hören. Sie sind also einverstanden?«

»Überhaupt nicht.« Dr. Sebald schlug milde mit der Hand auf den Schreibtisch und schimpfte nachsichtig: »Steinberg, Sie sind ein furchtbarer Mensch. In Gottes Namen, fahren Sie hin.«

Steinberg grinste noch, als er draußen über die Werksbahngleise seinen Weg zum Stahlwerk verbotswidrig abkürzte.
